



Das Licht unter dem Scheffel: Zur Praxis kirchlicher Organisationen

Man zündet nicht ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel (Mt.5, 14-16)

An dieses Wort fühle ich mich nicht selten bei meiner Arbeit mit kirchlichen Organisationen erinnert. Denn obwohl sich dort viele Menschen engagieren, die ihren Glauben ernst nehmen und persönlich praktizieren, besteht eine seltsame Scheu, den Kern des christlichen Glaubens zum Leitlicht der Organisation zu machen. Wie eine kürzlich mit 60 Mitarbeitern geführte Diskussion zeigte, erzeugt die Frage nach der Bedeutung des christlichen Glaubens für die Organisationspraxis eher Unsicherheit, wenn nicht gar Beklemmung: Auf keinen Fall will man missionieren (wobei die längst weiterentwickelten Konzepte von „Mission“ meist unbekannt sind) oder mit wenig ansprechenden Praktiken der „Amtskirche“ in Zusammenhang gebracht werden – Bedenken, die nachvollziehbar sind. Doch bleibt mit dieser zögerlichen, auch durch Ängstlichkeit geprägten Haltung nicht die Chance ungenutzt, durch Bezug auf die Fundamente des christlichen Glaubens, die Evangelien, eine unverwechselbare Leuchtkraft nach innen und außen zu entwickeln?

Der Kern der Evangelien

René Girard, ein in Stanford lehrender französischer Kulturanthropologe, hat als Kern der Evangelien die Durchbrechung des mimetischen Prinzips herausgearbeitet. Er erzählt die Geschichte eines berühmten Lehrers und Gurus (Apollonius von Tyana), der zur Hilfe gerufen wurde, als in Ephesos das Volk aufgewühlt war, weil die Pest grassierte. Apollonius stiftete die Menge dazu an, einen unschuldigen Bettler zu steinigen. Nach anfänglichem Zögern folgte die Menge und tötete den Bettler. Die Pest verschwand, was ganz offensichtlich die Schuld des Gesteinigten bewies.

Die Evangelien haben, so Girard, diesen Mechanismus der kollektiven Triebabfuhr zur Wiederherstellung des sozialen Friedens durchbrochen. Sie ergreifen in historisch einmaliger Weise Partei für das Opfer und begründen damit eine neue Auffassung von Gerechtigkeit.

Wenn die Durchbrechung des mimetischen Prinzips aus anthropologischer Sicht der wesentliche

Kern der Evangelien ist, dann begründet (und legitimiert!) die Orientierung an den Evangelien eine universelle, über die Grenzen der eigenen Denomination hinausreichende Mission kirchlicher Organisationen.

Ekklesiogene Neurose?

Die zögerliche Haltung von Mitarbeitern kirchlicher Organisationen, die Evangelien ohne Verklemmung zum Leitbild ihres Handelns zu machen, hat wahrscheinlich auch mit negativen Erfahrungen zu tun, die gerade kirchliche Mitarbeiter mit Vertretern ihrer Religion und deren Art der religiösen Weitergabe gemacht haben. Seitdem der Psychoanalytiker Eberhard Schätzing die „ekklesiogene Neurose“ erfunden hat, kann dieser Begriff auch benutzt werden, um negative Erfahrungen mit der Kirche auf den Punkt zu bringen und ein kritisches/ gedämpftes Engagement für Religion und Kirche zu begründen.

Dabei scheint die „ekklesiogene Neurose“ eher ein Auslaufmodell zu sein. Sie setzt das Bild eines strafenden, angsterzeugenden Gottes voraus, das zumindest in größeren kirchlichen Gemeinschaften kaum noch Verbreitung findet: David Larson (National Institute of Health care) konnte dieses Gottesbild bei insgesamt 3% befragter Christen in den USA nachweisen, wobei sich allerdings signifikante Häufungen bei bestimmten Sekten ergaben.

Die neuere Forschung jedenfalls widerspricht deutlich der These, wonach Glaube und Religion den Humus bilden, aus dem „ekklesiogene Neurosen“ erwachsen. So kommt Heiko Ernst in *Psychologie heute* nach Sichtung der einschlägigen Studien zu dem Schluss: „Der Glaube macht häufiger gesund als krank“. Als gut belegt (zum Beispiel Anton A. Bucher: *Psychologie der Spiritualität*) kann heute gelten, dass Glaube und Religiosität

- lebensverlängernd wirken
- das Risiko von Zivilisationskrankheiten reduzieren
- Stress vermindern
- das allgemeine Wohlbefinden erhöhen
- den Umgang mit existenziell schwierigen Lebenssituationen erleichtern.

Insgesamt scheint sich religiöser Glaube ähnlich auszuwirken wie die Orientierung an den Verhaltensgrundsätzen der *Positiven Psychologie* (nicht zu verwechseln mit ‚positive Thinking‘!) , ein vom Depressionsforscher Martin Seligman im Jahre 1999 begründeter Forschungszweig. Interessanter Weise stimmen dabei die von der *Positiven Psychologie* als wesentlich für ein glückliches Leben erachteten Charaktereigenschaften weitgehend mit den griechisch-christlichen Kardinaltugenden überein. Werden hier alte Stärken neu entdeckt? Eine solche Neuentdeckung wäre jedenfalls durchaus im Sinne dieser zurzeit schnell wachsenden Psychologierichtung. Denn genau darum geht es ihr: Alte Stärken neu zu entdecken und zu nutzen.

Alte Stärken neu entdecken und nutzen

Dieses Postulat gilt meines Erachtens auch für kirchliche Organisationen. Ich denke dabei insbesondere an solche Einheiten der Kirche, die im sozialen oder im Bereich der Entwicklungszusammenarbeit tätig sind. Denn nicht nur der anthropologische Kern (siehe oben), sondern auch die theologische Basis für eine an den Evangelien orientierte Organisationspraxis ist

längst ausformuliert. Zu verweisen ist dabei nicht zuletzt auf die Katholische Soziallehre, die Enzyklika *Populorum Progressio* (Paul VI.), aber auch die in Kürze erscheinende Enzyklika *Caritas in veritate*, in der Benedikt XVI. unter anderem auf globales Wachstum in menschlicher Würde, Armutsbekämpfung und ökologische Verantwortung eingeht. Es gibt schon zu denken, wenn Marina Ponti (Beauftragte für Nichtregierungs-Organisationen bei der UN-Millenniumskampagne) die Enzyklika *Populorum Progressio* aus dem Jahre 1967 als Beispiel einer nach wie vor inspirierenden Vision anführt: Mit solchem Respekt wird von kirchlichen Mitarbeitern eher selten auf eine Enzyklika verwiesen.

Werden christliche Tugenden und Stärken heute eher außerhalb der kirchlichen Organisationen neu entdeckt? Schlimm wäre das nicht – ganz im Gegenteil. Nur: Welche besonderen, unverwechselbaren Stärken verbleiben diesen kirchlichen Organisationen noch, wenn sie ihr Licht nicht mehr aus ihren christlichen Wurzeln zu nähren wissen? Allein durch Professionalität unterscheiden sie sich jedenfalls kaum von der Fülle anderer Organisationen, die sich im sozialen Bereich oder in der Entwicklungsarbeit engagieren.

Der praktische Bezug

Natürlich ist der Kern der Evangelien in eine an ihm orientierte Praxis zu übersetzen¹, soll kirchliche Hilfe konkret erfahrbar und wirksam sein. Auch im Hinblick auf diese Praxis gibt es gute Gründe für kirchliche Organisationen, ihr Licht nicht unter den Scheffel zu stellen. Wer kann schon – weltweit – auf eine derart ausgeformte und basisnahe Struktur zurückgreifen wie die großen Kirchen? Viele Nichtregierungsorganisationen suchen wegen dieser Basisnähe die Zusammenarbeit mit den Kirchen.

Wahr ist aber auch, dass kirchliche Strukturen keinesfalls immun gegen Korruption und anderen Missbrauch sind. Doch gerade deshalb ist der Bezug auf die Evangelien für die Praxis so wichtig: Er schafft die Wertebasis, um solche Missbräuche zu benennen und mutig zu bekämpfen. Fehlt es auch deshalb immer wieder an diesem Mut, weil die Verbindung zwischen Wertebasis und organisatorischem Handeln erodiert ist?

Dieser „heilige“ Mut hat auch mit der prophetischen Rolle zu tun. Kirchliche Organisationen müssten in Bereichen wie „Lobby and Advocacy“ geradezu Schrittmacher und leuchtendes Beispiel sein, unterstehen sie doch aufgrund ihrer prophetischen Rolle nicht nur dem Postulat „den Mächtigen ins Gewissen zu reden“; sie verfügen in diesem Bereich auch über eine starke Tradition und praktische Möglichkeiten, die Ihresgleichen suchen. Nur: Wie stark sind kirchliche Organisationen von dieser Tradition begeistert? Suchen sie nicht manchmal, eher oberflächlichen Professionalismus nachzuweisen, indem sie „Lobby and Advocacy“ als technisches Instrument oder eine Methode neben anderen verstehen?

Schließlich schafft der Bezug auf die Evangelien auch spirituelle Heimat, die sich zum Beispiel in der gemeinsamen Feier des Gottesdienstes konkretisiert. Dieses gemeinsame Feiern schafft Raum, in dem sich vorher Fremde (oder Entfremdete) auf Augenhöhe und im gemeinsamen Gebet begegnen können. Wie ernsthaft machen kirchliche Organisationen von dieser „Ressource“ Gebrauch? Mir wurde berichtet, dass von mehreren hundert Mitgliedern einer kirchlichen Organisation

¹Hierzu auch: Michael van Lay, Theologische Begründung http://www.ageh.de/wir/AGEH_profil_M.htm

durchschnittlich 10 am gemeinsamen Gottesdienst oder der Eucharistiefeier teilnehmen.

Behindert der Bezug auf die Evangelien den Dialog?

Nach einer Infratest-Umfrage in Deutschland (2008) finden es 67% aller jungen Menschen zwischen 12 und 25 Jahren gut, dass es die Kirche gibt. Diese jungen Menschen sagen aber auch, dass sie von den Kirchen keine Antworten auf ihre Fragen erhalten und deshalb wenig Vertrauen zu den Kirchen und ihren Organisationen haben.

Das Umfeld scheint also geradezu auf den Dialog mit den Kirchen und ihren Organisationen zu warten. Es will wissen, wo Kirche sich unterscheidet, also authentisch ist. Ein solcher, natürlich auch kontroverser Dialog ist kaum führbar, wenn man die Kirche und ihre Organisationen im täglichen Leben nicht sehen kann, das Licht also unter dem Scheffel steht.

Es besteht auch kein Grund, um des Dialogs zwischen den Kulturen willen die normative Basis der Kirchen zu verdrängen. Ganz im Gegenteil: In den Ländern Asiens, Afrikas und Lateinamerikas bezeichnen sich laut Umfragen zwei Drittel aller Menschen als hochreligiös; dies gilt auch für die jüngeren Bevölkerungsschichten. Diese Menschen verstehen, dass es unterschiedliche Zugänge zum Religiösen und unterschiedliche Denominationen gibt. Schwerer fällt es ihnen aber, atheistische Lebensentwürfe nachzuvollziehen. Das Bekenntnis zu Glaube und Religion schafft bei den Menschen aus diesen Kulturen eher Vertrauen.

Wenn man Marina Ponti folgt, sind gemeinsame Aktionen von auf Glauben gegründeten Organisationen sogar dringend erforderlich, um die Millenniumsziele zu erreichen. Prinz Ghazi bin Muhammad ergänzt diese Sichtweise durch die Idee eines west-östlichen Diwan: " Liebe zu Gott und Nächstenliebe ist das, was uns eint" (Zeitmagazin 22-2009).

Fazit

Die Zeit ist längst reif für eine Praxis kirchlicher Organisationen, die ihre Herkunft aus den Wurzeln der Evangelien deutlich macht. Jedenfalls bleibt eine potenziell wirkmächtige Ressource ungenutzt, solange wir unsere religiösen Identitätsbrüche kultivieren – anstatt einen neuen Versuch mit einer authentischen Praxis kirchlicher Organisationen zu wagen.

Freiburg, Juni 2009

Burkhard Krupp